



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Hans Altenhein

„Das viele Lesen ist dem Denken schädlich“
Lektüre zu Lichtenbergs Zeit

Die Gräfin Caroline Amalie v. Keyserling, eine Gönnerin Kants in Königsberg, war bekannt für ihre geistreichen Tischgesellschaften. Zwischen Suppe und Fisch sprach sie „vom Euler- und Newtonschen Lichtsystem, von der Edda, vom Aberglauben und Unglauben, was von beiden schädlicher sey, und von neuen Entdeckungen und herausgekommenen Büchern“. „Sie hält sich“, heißt es weiter, „alle französischen Journale und thut nichts als lesen“.¹ Tatsächlich scheint die Gesellschaft des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts ein einziges großes Lesekränzchen zu sein. Der aufgeklärte Adel liest, weil er Zeit für die Lektüre und Geld für die teuren Bücher hat. Der Bürger ist gebildet, weil er liest und liest, weil er gebildet ist. Frauen und Kinder lesen. Selbst die Dienstmoten lesen. Da kann es des Lesens schnell einmal zu viel werden. Wir kennen das aus einem Brief, den Luise Mejer am 1. Januar 1784 an ihren Verlobten, Lichtenbergs zeitweiligen Freund und Herausgeber Heinrich Christian Boie schreibt. Luise ist zu dieser Zeit Gast bei den literaturbekannten Grafen Stolberg in Tremsbüttel und berichtet: „Nun will ich Dir unsern Tageslauf erzählen. Um zehn Uhr wird gefrühstückt. Dann liest Stolberg ein Kapitel in der Bibel und einen Gesang aus Klopstocks Liedern vor. Jeder geht nach seinem Zimmer. Ich lese dann in dem ‚Spectator‘, der ‚Physiognomik‘ und noch einigen Büchern, die mir die Gräfin gegeben hat. Sie kommt zu mir herunter, indeß Lotte übersetzt, und ich lese ihr den ‚Pontius Pilatus‘ von Lavater eine Stunde vor. Indessen sie ihre lateinische Stunde hat, schreibe ich ab für sie, oder lese für mich, bis angerichtet ist. Nach Tisch und dem Kaffee liest Fritz aus den ‚Lebensläufen‘, dann kommt Lotte zu mir herunter, und ich lese mit ihr den Milton eine Stunde. Dann gehen wir wieder herauf, und ich lese dem Grafen und der Gräfin vor, aus dem Plutarch, bis es Teezeit ist neun Uhr Abends. Nach dem Tee liest Stolberg ein Kapitel in der Bibel und einen Gesang aus dem Klopstock vor; damit Gute Nacht“.² Luise Mejer ist eine gebildete junge Frau, aber dieses Programm ist ihr zu viel. „Ich lese in sechs Büchern“, schreibt sie an anderer Stelle, „und werde gefragt daraus wie ein Kind. Die Angst, mit der ich lese, nimmt mir allen Nutzen [...]. Man stopft hier die Menschen mit Lektüre, wie man Gänse mit Nudeln stopft“.³ Boie wird gebeten, sie aus dieser Lesefolter fortzuholen.

Dieser Klageruf ist berühmt geworden. Er zeigt im Extrem, wie das Leben mit Büchern überfüllt werden kann, wie der Tag und der Abend nur noch aus Lesen,

Vorlesen, Übersetzen und Sprachstudium bestehen. Er zeigt allerdings auch, wie sich Lektüre und Geselligkeit verbinden, wie man sich beim Vorlesen versammelt, und wie man über Gelesenes in größerem Kreis und vorzugsweise bei Tisch zu sprechen pflegt. So läßt sich die einsame Lektüre sozialisieren, so löst sich der Widerspruch von Einsamkeit und Gesellschaft, der die gebildete Gesellschaft dieser Zeit so sehr beschäftigt. Und wir sehen zugleich, wie unscharf diese Bildungsgesellschaft an ihren sozialen Rändern getrennt ist: Wer sich durch Lektüre bildet, kann als Bürgerlicher in der adligen Familie ebenso gut bestehen, wie als Adliger im gebildeten Bürgertum. In der Lektüre lassen sich alle gesellschaftlichen Schranken leicht überwinden, und nicht selten sind die Bücher dem geselligen Verkehr überlegen. Daher schreibt der Breslauer Popularphilosoph Christian Garve in einem Sammelband mit dem bezeichnenden Titel „Über Gesellschaft und Einsamkeit“: „Ob es gleich Personen giebt, welche besser reden als schreiben: so ist doch gewöhnlicher Weise das, was ein geistvoller Mann fürs Publicum schreibt, weit sorgfältiger durchdacht und besser ausgedrückt, als das, was er unter seinen Freunden im Gespräch vorbringt“.⁴ Zwiesprache allerdings wird in beiden Fällen erwartet und vorausgesetzt.

Erstaunlich ist das Niveau der Lesestoffe, von denen in unseren Beispielen die Rede ist. Newton und Lavater, Plutarch und die Bibel, Milton und Klopstock, das läßt sich hören, aber das ist nicht überall und immer so. Im letzten Viertel des Jahrhunderts verbreiten sich nicht nur die städtischen Lesegesellschaften und Lektürekabinette, in denen sich die gebildeten Leser den doppelten Vorteil der Geselligkeit und des gemeinschaftlichen Bücherankaufs verschaffen, sondern auch die gewerblichen Leihbibliotheken, die für wenig Geld eine breite und eher vergnügliche Lektüre ermöglichen. Die Titel ihrer Standardwerke sprechen für sich: „Siegwart, eine Klostersgeschichte“, „Guilermo, der Unsichtbare“, „Die Gewalt der Liebe, in Erzählungen“, „Die Ruinen der Geisterburg Oder: die warnende Stimme um Mitternacht“. Und natürlich der Rinaldo Rinaldini, 1799 in drei Teilen und 1800 in Fortsetzung. Zwar fehlen auch hier die Kunden aus den besseren Kreisen nicht, aber sie finden sich in gemischter Gesellschaft. Laufburschen, Kammerzofen und andere Bediente, die die entliehenen Bücher hin- und hertragen, nehmen an der Lektüre der Herrschaft teil. Frauen, denen der Stadthaushalt mehr freie Zeit läßt, als ihren Mitschwestern das Landleben, gehören zu den treuesten Kundinnen. Handwerksmeister sinnieren über aufklärerischen Traktaten. Schon wird Klage darüber geführt, daß man sich seine Schuhe nicht mehr anmessen lassen könne, ohne daß der Schumacher ein Gespräch über Gelesenes begänne. Die Bücher verbreiten sich mit zunehmender Beschleunigung. Dafür sorgen unter anderem die Wanderbuchhändler, die umfangreiche Werke in kleinsten Lieferungen zum Abonnement anbieten und so scheinbar die hohen Bücherpreise unterlaufen.

Die Verleger stellen sich schnell auf die wachsende Nachfrage ein. Unter den Leipziger Messe-Novitäten finden sich immer mehr Romane, Almanache, Schauspieltexte und Reisebeschreibungen. Der Anteil der schönen Literatur an

der Gesamtproduktion steigt von 4,2 Prozent im Jahre 1740 auf 16,5 Prozent im Jahre 1800. Zugleich steigt aber auch die absolute Titelzahl von Jahr zu Jahr. Allein 1.623 Romane erscheinen in den neun Jahren zwischen 1791 und 1800. Der Buchmarkt gerät in Wallungen, Angebot und Nachfrage treiben sich gegenseitig in die Höhe. In Süddeutschland druckt man unbefangen und honorarfrei nach, was in den norddeutschen Monopolverlagen, vor allem in Leipzig, an Neuheiten erscheint. Kritik an der Geschäftstüchtigkeit der Verleger wird zum Gemeinplatz, das Verlagswesen gilt als Fabrikenwesen. Aufgeklärte Autoren schmieden Pläne, wie sie sich vom zunehmenden Warenverkehr unabhängig machen könnten, sei es durch Selbstverlag, sei es in genossenschaftlichen Unternehmen, sei es mittels direkter Subskription durch das Publikum. Natürlich wehren sich die Verleger und Buchhändler vehement gegen solche Absichten; Schriften und Gegenschriften zum Thema beleben den Buchmarkt zusätzlich. Nie wieder ist das Buchwesen Gegenstand einer so ausgedehnten, leidenschaftlichen, aber auch analysierenden öffentlichen Diskussion geworden. Was ist geschehen?

Lese-Wut und Zwecklektüre

Wenn die deutschen Staaten um 1800 eine Bevölkerungszahl von 20 bis 25 Millionen aufweisen, von denen die weitaus größte Anzahl auf dem Land lebt, dann ist zu bedenken, daß der Anteil der Lese-Unkundigen beträchtlich ist. Selbst die Handwerker und Ackerbürger, die lesen können, besitzen kaum mehr, als die Bibel und den Bauernkalender. Vor allem die Mädchenbildung ist immer noch rückständig. Als Jakob Michael Reinhold Lenz den Plan einer aufgeklärten Frauenzimmerschule entwickelt, da denkt selbst er zwar an moralische Kochkunst und ein neues Körperbewußtsein, nicht aber an Bildung durch Lektüre. Die Lesegesellschaft der Zeit ist klein. Buchauflagen über tausend Exemplare gelten in der seriösen Literatur als Erfolge. Und trotzdem werden die Warnungen vor einer sich angeblich ausbreitenden Lese-Wut und Lese-Sucht in den zeitgenössischen Quellen immer erregter. Offenbar ist das Problem kein statistisches, sondern ein psychologisches.

Lesen ist den aufklärerischen Kritikern nicht gleich Lesen. Das Leseverhalten wird pädagogischen, der Lesestoff moralischen Kriterien unterworfen. Zu unterscheiden ist zwischen tugendhaftem und verderblichem Lesen, zwischen nützlicher und schädlicher Lektüre. Eine umfangreiche lesepädagogische Bewegung geht durchs Land, und so entschieden sie den Nutzen der richtigen Lektüre propagiert, so unerbittlich verurteilt sie die Folgen der falschen: Lese-Sucht ist der Mißbrauch von Gedrucktem.

Adressaten dieser sozialhygienischen Bemühung sind Kinder und Jugendliche, Mädchen und Frauen, tätige Bürger und Studenten. Die lebenskundlichen Schriften von Knigge, Campe und Garve enthalten nun spezielle Abschnitte über das Lesen, besondere Lese-Propädeutiken erscheinen. Eine davon ist Johann Adam Bergks „Die Kunst, Bücher zu lesen“ von 1799. Sie gibt detaillierte Ratschläge

für die nutzbringende Lektüre von Gedichten, Romanen, periodischen und vermischten Schriften, Schauspielen und Geschichtswerken, und sie bezeichnet genau die Grenzen einer moralisch einwandfreien und gesellschaftlich vertretbaren Leselust. Auf keinen Fall darf das Lesen mit den Anforderungen des tätigen Lebens kollidieren, also muß die Lektüre anwendbar sein. Zweckfreie Lektüre ist Müßiggang, und Müßiggängern bringt Bergk keinerlei Nachsicht entgegen. „Die Folgen einer solchen geschmack- und gedankenlosen Lektüre“, schreibt der Lese-Erzieher, „sind also unsinnige Verschwendung, unüberwindliche Scheu vor jeglicher Anstrengung, grenzenloser Hang zum Luxus, Unterdrückung der Stimme des Gewissens, Lebensüberdruß und ein früher Tod“.⁵ Zwischen öffentlicher Anerkennung und öffentlicher Verurteilung wandelt der Leser mit seinem Buch auf einem schmalen Grat. Keineswegs findet Lesen seine Berechtigung in sich selbst. Die Moral der Aufklärung ist das einzige Vorurteil, das die Aufklärung nicht bekämpft. Ihr verdankt noch die Neuzeit ihre Jugendschriftenausschüsse und ein pädagogisches Gespenst mit dem Namen „Das Gute Buch“. Johann Adam Bergk scheut keine Rabulistik, um dieses Prinzip durchzuführen. Zum Beispiel können schlechte Romane dann eine erlaubte Lektüre sein, wenn sie – als schlecht geschriebene – Übungsmaterial für den aufgeklärten Geschmack bieten. Andererseits sind Gedichte dann gut, wenn sie uns gedankenreicher und empfindungsvoller machen. Durch nichts zu entschuldigen sind Geisterromane, da sie reine Fiktion sind. Zu meiden sind Rittergeschichten und historische Romane, da sie Erfindung und Tatsachen vermischen. Empfindsame Romane ziehen Nervenschwäche nach sich, und laszive führen zu unerwünschten Ausschweifungen. Knigge gilt als nützlicher Autor, Goethe ist akzeptiert, Schiller ist als Prosaist nicht ergiebig. Jean Paul gilt als ein Mann von großen Geistesgaben, aber nicht von Geschmack. Unter den Theaterautoren hat Kotzebue „mehr Genie als Iffland, dieser aber besitzt mehr Kultur und Kenntnisse“.⁶ Offenbar ist die Wohnstubenwelt des bürgerlichen Schauspiels, wo Ehrbarkeit und Fleiß belohnt werden, das Maß aller Dinge. Und unter den Lyrikern steht Klopstock weit oben. (Lichtenbergs Erklärungen der Hogarth'schen Kupfer werden unter den Vermischten Schriften immerhin erwähnt.)

Das Programm ist klar: Wahre Literatur ist zweckmäßig, zweckfreie Lektüre ist Müßiggang oder Schlimmeres. So entsteht beim Leser schlechtes Gewissen. Wer liest, was ihm gerade gefällt, riskiert einen Verstoß gegen die guten Sitten, den guten Geschmack, die Ordnung der Natur und die öffentliche Ordnung. Das gilt auch und gerade für Schüler und Studenten. Friedrich Burchard Beneken zum Beispiel fragt in seinem Buch „Weltklugheit und Lebensgenuß, oder praktische Beyträge zur Philosophie des Lebens“: „[...] was wirkt die Vielleserey; gibt sie wirklich so viel Aufklärung, als man vielleicht glauben sollte?“ um dann fortzufahren: „Wie oft hab ich's [...] auf Schulen und auf der Akademie gefunden, wie oft haben mirs Manche mit Thränen geklagt, daß sie bey dem besten Willen, bey der angestregtesten Aufmerksamkeit der sie nur fähig wären, doch kein ernstes scientificches Buch mit gehöriger Fassung langsam und

mit Nachdenken durchlesen könnten [...]. Das waren die Früchte ihrer unseligen Lesesucht“.⁷ (Konzentrationschwäche durch Reizüberflutung, würden wir heute konstatieren.)

„... ist dem Denken schädlich“⁸

Vor diesem historischen Hintergrund erscheint Lichtenbergs Verhältnis zu den Büchern differenzierter und pragmatischer zugleich. Sein Gegenbild ist der weltfremde Büchergelehrte, den Lessing schon um die Mitte des Jahrhunderts dem Gelächter des zeitgenössischen Theaterpublikums preisgegeben hatte. Das bloß rezipierende und exzerpierende Lesen ist dem Experimentalphysiker ein Graus, seine Notizbücher sind voll von verächtlichen Bonmots darüber. Alleine schon die Körperlichkeit von Büchern ist diesem Gelehrten nicht angenehm. Es gibt zu viele alte Scharteken, und Lichtenberg scheut nicht die Empfehlung, „Bücher zu brennen und dadurch wieder in Hanf und Flachs zu verwandeln“, oder anders gewendet: „Man sollte Bücher einliefern lassen wie Sperlingsköpfe an manchen Orten“, also zum Beweis erfolgter Erledigung.⁹ Womöglich hat Lichtenberg, im Hause seines Verlegers wohnend, vom Alltag des Büchermachens zu viel gesehen, um noch an die Aura des gedruckten Wortes glauben zu können. Als er 1795 in einem Brief an Wilhelm Gottlieb Becker den Plan eines komischen Gedichts mit dem Titel „Die Bibliogenie, oder die Entstehung der Bücherwelt“ entwickelt, dessen einzelne Abschnitte er an die Dichter Deutschlands vergeben möchte, fügt er hinzu: „Damit aber niemand glaube, ich wolle bloß commandiren: so übernehme ich selbst einen Gesang und zwar einen der wichtigsten nämlich: *das Makulatur* und dessen Entstehung [...] Ich habe gantze Gebirge davon über mir und unter mir“.¹⁰ Makulatur, also die wertlos gewordenen bedruckten Bogen unverkaufter Bücher, ist der satirische Inbegriff für den Unsinn des angehäuften Bildungsgutes, und der Autor Lichtenberg empfiehlt sich als „Makulaturist“. Distanzierter kann man das gelehrte Schrifttum nicht betrachten. Oder doch? Als der Dichter Matthison den Professor Lichtenberg besucht, bemerkt er mit Befremden ein schön gebundenes Buch als Unterlage einer Stutzuhr. Lichtenberg erklärt, das sei ein Widmungsexemplar des Göttinger Theologen Leß und für diesen Zweck gerade zurecht gekommen. Allerdings sei wenige Tage nach Empfang der Autor selbst, und zwar in Begleitung des damals ungeliebten Lavater in der Wohnung erschienen. „Mein erster Gedanke“, so soll Lichtenberg die Szene beschrieben haben, „traf das Buch unter der Uhr, und mein zweiter die Empfindungen eines Schriftstellers, der sein geliebtes Geisteswerk, anstatt es breit aufgeschlagen zu sehen, gleichsam hermetisch verschlossen findet. Um also meinem geschätzten Kollegen nicht wehe zu tun, nehme ich schnell die Partie, das corpus delicti mit meinem Rücken zu decken und – während der ziemlich langen Visite – in dieser automatischen oder vielmehr marionettenhaften Stellung auszudauern“.¹¹ Lavater soll später bemerkt haben, Lichtenberg sei vor lauter Zerknirschung bewegungslos vor ihm verharret.

So weit der ironische Gestus. Und wie steht es mit Lichtenbergs Pragmatismus? Erst vor wenigen Jahren hat Ulrich Joost einen Text ans Licht gezogen, der darüber Auskunft gibt, nämlich die Niederschrift der Einleitung zu Lichtenbergs Hauptvorlesung „Experimentalphysik“. (Das komplette Manuskript liegt in Göttingen und sieht einer Edition noch entgegen.) Der Autor diskutiert in dieser Einleitung von 1783 zunächst die vorhandene Fachliteratur, lobt das Compendium des Kollegen Erxleben wegen dessen „Bücherkenntniß“ und fährt dann fort: „Der Deutsche, das kan nicht geläugnet werden, übertreibt es hierin sehr oft. Man darf sich auch nur etwas in deutschen Gesellschaften umgesehen haben um sich zu überzeugen, was für eine ungeheure Menge von seichten Köpfen es giebt, die einem zu sagen wissen, was in jeder Materie geschrieben ist, ohne im mindesten im Stand zu seyn, ein geschlossenes Räsonnement in diesen Dingen auszuhalten, also folglich, ohne die Sache anschaulich und gründlich zu verstehen, und das ist sehr übel“.¹² Lichtenberg hatte Erxlebens Lehrbuch seit sieben Jahren seinen eigenen Vorlesungen zugrunde gelegt, war ihm aber nie wörtlich gefolgt. Er hat vieles weggelassen und manches dazugetan. Selbstbewußt endet er in seinem Skriptum: „[...] ich soll dencken, daß wenn Sie meine Verbesserungen alle hinzugeschrieben haben, so soll das Buch eine so ziemlich richtige Darstellung des Gegenwärtigen Standes der Physic seyn“.¹³ Später hat er diesen Satz wieder gestrichen, möglicherweise aus Pietät. An der Sache ändert das nichts: Mit Büchern muß man experimentieren. Und das heißt zugleich, man muß Distanz halten, um die eigene Individualität nicht zu stören. Schon in einer der frühen Notizen findet sich die Erkenntnis: „Bei unsrem frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viele Materialien erhalten, ohne sie zu verbauen, wodurch unser Gedächtnis gewöhnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen, da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben“.¹⁴ Da es sich nicht um die Kant'schen Erkenntnisse a priori handeln kann, muß Lichtenberg wohl eine Art von erfahrener Unschuld meinen, er will nicht nur selbst denken – das ist für ihn keine Frage – sondern auch selbst wahrnehmen. Dabei allerdings behindert das viele Lesen eher, als es hilft. Die Bücher sollen nicht den forschenden Blick auf die Welt verstellen. Sie sind Instrumente, nicht mehr und nicht weniger.

Aber sie sind es nicht ausschließlich, und daraus entsteht eine Idiosynkrasie Lichtenbergs, die nicht geringer ist als seine Abneigung gegen Bücherstaub. Bekanntlich ironisierte Lichtenberg den Geniekult und den aufgeregt-innigen Literaturbetrieb seiner Zeit. Den hochbegabten, aber unberechenbaren und neun Jahre jüngeren Dichter Lenz nannte er einen Primaner, und die Schöngelster waren ihm „jene großen Durchblätterer kleiner Bücher“. Dahinter steckt mehr als ein Schulstreit. Dahinter steckt das Mißtrauen des Empirikers gegen jede Form von zielloser Einbildungskraft. Im „Schreiben über die Schwärmerei unserer Zeiten“ erinnert er sich, wie sich ihm schon die Kinderlektüre entzauberte: „Dies habe ich bei den Gespenstergeschichten und andern Aberglauben selbst

erfahren, da mir in meiner Jugend die Rockenphilosophie, Gespenster- und Beschwörungsgeschichten bloß als Träume und Kinderzeitvertreib zu lesen gegeben wurden. Ich las sie, lachte darüber, und es ist mir immer Tand geblieben“.¹⁵ Und er zieht daraus den Schluß, daß man die „noch unberauschte Jugend“ vom Taumeltrunk der imaginativen Lektüre fernzuhalten habe. So wenig sich Lichtenberg sonst auf den ausgetretenen Pfaden der Aufklärungsmoral bewegt, hier gerät er unversehens darauf. Wie schreibt J. A. Bergk? „Ein Mensch, der viele Geisterromane liest, setzt sich der Gefahr aus, den richtigen, oder sogar allen Gebrauch seines Verstandes durch den Nichtgebrauch desselben zu verlieren. Wer immer in einer Zauberwelt lebt, wird gar zu leicht der wirklichen Welt gänzlich entrückt [...]“.¹⁶

Als Lichtenberg 1799 stirbt, ist auch seine Epoche an ihr Ende gekommen. Die Menschen lernen nun, das Bücherlesen in ihre Alltagswelt zu integrieren, zwischen Erlebtem und Gelesenem hin und her zu wechseln, und die Lektüre als eine Leistung ihrer Einbildungskraft zu verstehen. Sie teilen sich ihre Lesestunden ein, sie legen Bücher zur gelegentlichen Lektüre in Wohn- und Schlafzimmern bereit. Die freie Lektüre der Erwachsenen, zunehmend aber auch die freie Lektüre der Kinder hat nicht länger unter der Last von Schuldgefühlen zu geschehen. Noch lebt der Verleger, Schriftsteller und Kritiker Friedrich Nicolai, mit dem Lichtenberg ein merkwürdig achtungsvolles Verhältnis unterhalten hatte, als versteinertes Zeuge der Aufklärungszeit. Aber schon erscheint Friedrich Schlegels „Lucinde“, schon liegt Ludwig Tiecks Jugendstreich „Die Geschichte des Herrn William Lovell“ vor, in dem es heißt: „Shakespeares Hamlet ist meine tägliche Lektüre; hier finde ich mich wieder, hier ist es gesagt, wie nüchtern, arm und unersprießlich das Leben sei, wie Wahnsinn und Vernunft ineinandergehn und sich einander vernichten, wie der nackte Schädel endlich über sich selber grinset und hohnlacht [...]. O meine Phantasie sieht Gestalten!“.¹⁷ So hatte Lichtenberg seinen Shakespeare nicht gelesen. Friedrich Schlegel wird dieses Buch ausführlich rezensieren und bemerken, daß hier der romantische Geist angenehm über sich selbst phantasiere. Das neue Stichwort ist gefallen. Lesen, Fühlen und Denken sind im romantischen Geist ungetrennt.

Nur Johann Adam Bergk stirbt 1834 unbelehrt. Noch 1828 hat er im Selbstverlag einen neuen Ratgeber erscheinen lassen: „Das Bücherlesen, oder Anweisung, wie man Bücher lesen, welche Bücher man lesen und welche Zwecke man dadurch zu erreichen suchen muß“. Dem Manne war nicht zu helfen.

Der Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der unter demselben Titel im Rahmen der Lichtenberg-Ringvorlesungen der TH Darmstadt im Sommersemester 1992 gehalten wurde.

- 1 Zitiert in: Sigrig von Moisy, *Der „Almanach domestique“ der Gräfin Caroline Amalie v. Keyserling*. In: *Einladung ins 18. Jahrhundert (Almanach C. H. Beck)*. München 1988, 504.
- 2 In: *Ich war wohl klug, daß ich dich fand. Heinrich Christian Boies Briefwechsel mit Luise Mejer 1777-85*. 2. Aufl. München 1963, 274.
- 3 Nachschrift Luises im Brief von Voss an Boie, 30. 12. 1783 (wie Anm. 2), 271.
- 4 Christian Garve, *Ueber Gesellschaft und Einsamkeit*. Erster Band. Breslau 1797, 52.
- 5 J. A. Bergk, *Die Kunst, Bücher zu lesen*. Jena 1799 (Reprint Zentralantiquariat der DDR Leipzig o. J.), 412.
- 6 Bergk (wie Anm. 5), 321 .
- 7 Friedrich Burchard Beneken (Hrsg.), *Weltklugheit und Lebensgenuß*. Hannover 1791, 252 ff.
- 8 F 486 (dies und die folgenden Sudelbuchzitate nach SB).
- 9 F 327.
- 10 19. 4. 1795: Bw 4, Nr. 2512, 435.
- 11 Friedrich Matthisson, *Erinnerungen* 1, 1794, 245ff.; danach gedr. in VS 4, 1844, 107.
- 12 *Aus Vorlesungen*. In: *Einladung* (wie Anm. 1), 134.
- 13 Ebd. 136.
- 14 B 260.
- 15 Bergk (wie Anm. 5), 250.
- 16 Ebd. 250.
- 17 Ludwig Tieck, *William Lovell* (Agora Band 15). Darmstadt 1961, 85.